

AUF DEM WEG ZUR FEMINISTISCHEN THEOLOGIE

Anne Jensen

Am heutigen Abend sind wir Großmütter gebeten, aus der Schule zu plaudern. Es ist vereinbart, dass ich mit einem mehr biographischen Ansatz beginne, was im Kontext feministischer Theologie, die sich ausdrücklich zu reflektierter Subjektivität bekennt, ein angemessener Ansatz ist. Im vorletzten Ausdruck des Programms waren hinter meinem Namen außer A (Österreich) auch D (Deutschland) und F (Frankreich) angegeben, die aus mir nicht bekannten Gründen in der letzten Fassung verschwunden sind. Ich möchte D und F jedoch mit einbeziehen. Meinem Beitrag habe ich den Titel „Auf dem Weg zur feministischen Theologie“ gegeben.

1 Die Vorgeschichte

Die Kürzel D und A hinter meinem Namen bedürfen wohl kaum einer Erläuterung, anders verhält es sich dagegen mit dem F. Beginnen möchte ich jedoch mit D, zunächst in Stichworten: Meine Mutter war immer berufstätig (Ärztin) – daher war ich in meiner Kindheit nie mit dem Rollenbild „Hausfrau und Mutter“ konfrontiert. Meine Eltern waren aus ihren jeweiligen Kirchen (evangelisch bzw. baptistisch) ausgetreten, haben mich aber in der Schule aus kulturellen Gründen in den Religionsunterricht geschickt. Aufgewachsen bin ich im protestantisch geprägten Norddeutschland. Mit dreizehn hatte ich dann eine religiöse Erweckung über einen Lutherfilm, eine tiefe Erschütterung, nach der ich anfang zu beten. Eines Tages kam dann der Rat meiner Mutter: „Du musst auch einmal die andere Seite hören“, den ich be-

folgte. Das Ergebnis: Der Katholizismus mit seiner mehr sinnlichen Seite hat mich stärker angezogen als der mehr intellektuell geprägte Protestantismus. Allmählich kamen dann auch erste Klosterpläne, unterbrochen von Liebesgeschichten und sechs Semester Studium von Germanistik und Theaterwissenschaft. 1964 trat ich dann tatsächlich in die Benediktinerinnenabtei St. Hildegard ein und machte dort meine erste Bekanntschaft mit der prophetissa teutonica, die damals noch nicht in aller Munde war. Aus gesundheitlichen Gründen kam es zwei Jahre später zum Übertritt in einen jungen französischen Orden – und damit komme ich zum F hinter meinem Namen. Geblieben bin ich dort bis 1977 – also insgesamt dreizehn Jahre gelebte Frauenrepublik (damals aber natürlich nicht als solche reflektiert). Frankreich bedeutete für mich eine ganz neue kirchliche Erfahrung: Die Dominanz der laïcité, der strikten Trennung von Kirche und Staat. Konkret bedeutet das eine sehr arme Kirche mit wenig Sozialprestige – bis heute habe ich die größte Hochachtung vor ihr. Die erste Bekanntschaft mit wissenschaftlicher Theologie machte ich 1971/72 bei einem Studienjahr an der Dominikanerhochschule in Toulouse, mit dem Ziel, danach im Orden meine Mitschwestern zu unterrichten. Von feministischer Theologie habe ich damals noch nichts gehört, aber kurze Zeit später immerhin am Saulchoir in Paris von der Women's Ordination Conference in den USA. Soviel zu F.

2 Von der wissenschaftlichen Hilfskraft zur Professorin

D2 ist identisch mit zwanzig Jahren am Institut für Ökumenische Forschung in Tübingen. Ich hatte Hans Küng bereits 1961 als frisch ernannten Konzilsperitus kennengelernt und mich dann 1977 wieder an ihn gewendet. Im akademischen Bereich hatte ich als Frau zunächst nur positive Erfahrungen. Bereits während meines Germanistikstu-

diums erhielt ich das Angebot zu promovieren. Das wiederholte sich jetzt bald, und ich hatte von Anfang an eine Stelle als „Hiwi“ (wissenschaftliche Hilfskraft), später als wissenschaftliche Mitarbeiterin und schließlich Hochschuldozentin. Hans Küng war 1979 die Lehr-erlaubnis entzogen worden, und das Institut wurde 1980 aus der Fakultät ausgegliedert und direkt dem Präsidenten unterstellt. Nun kommt allmählich die feministische Theologie in den Blick: In Tübingen wurde sie durch Elisabeth Moltmann-Wendel und Bernadette Brooten repräsentiert, die aber beide nicht an der Universität beschäftigt waren. 1982 erfolgte der Startschuss am Institut: Ein Seminar über die beiden ersten Bücher von Mary Daly: „The Church and the Second Sex“ und „Beyond God the Father“ mit Hans Küng, Elisabeth Moltmann-Wendel und mir. Nach diesem radikalen Angriff auf das angeblich total frauenfeindliche Christentum hatten die Studentinnen Bauchweh, und ich führte daher im nächsten Semester ein autonomes Seminar durch, um die Verdauungsbeschwerden zu beheben. Wenn mir zu diesem Zeitpunkt jemand gesagt hätte, dass zehn Jahre später die ersten Lehrstühle für feministische Theologie ausgeschrieben werden sollten, hätte ich das niemals für möglich gehalten, denn der Widerstand an den Universitäten war zunächst groß. (Anders in Holland, wo für Catharina Halkes bereits 1983 eine Stiftungsprofessur eingerichtet wurde). Zu danken ist diese Entwicklung vor allem den Studentinnen, die immer wieder Lehrveranstaltungen aus dem Bereich theologischer Frauenforschung einklagten. Dies lief zunächst weitgehend über Lehraufträge und Ringvorlesungen. In Deutschland waren außerdem die kirchlichen Bildungseinrichtungen, Akademien etc. sehr wichtig. Dort konnten die ersten Forschungsergebnisse diskutiert werden, und wir, die in diesen Fragen engagierten Wissenschaftlerinnen, lernten uns dort kennen und kamen miteinander ins Gespräch. In Deutschland etabliert sich die junge feministisch-theologische Szene vor allem in Münster – die „Schlangenbrut“ wird ins Leben gerufen. Zunächst – ich arbeite an

einer Dissertation über ostkirchliche Theologie – bleibe ich vorsichtige Zuschauerin. In Tübingen findet ein regelmäßiger Gesprächskreis um Elisabeth Moltmann-Wendel in unserem Institut statt: Mit Luise Schottroff, Herlinde Pissarek-Hudelist, Elisabeth Gössmann, wenn sie in Deutschland greifbar ist, und, last but not least, Evi Krobath, einer evangelischen Theologin, die für die Etablierung der feministischen Theologie hier in Graz eine ganz wichtige Rolle gespielt hat und heute auch unter uns anwesend ist.

In Tübingen beantragt Hans Küng ein Forschungsprojekt „Frau und Christentum“ bei der Stiftung Volkswagenwerk, das bewilligt wird. Elisabeth Moltmann-Wendel ist Beraterin, Bernadette Brooten Bearbeiterin des Teilprojekts I: „Frauen im frühen Christentum“, Doris Kaufmann Bearbeiterin des Teilprojekts II: „Protestantische Frauenbewegung im 20. Jahrhundert“. Nach gut zwei Jahren kommt es im Teilprojekt I zum Konflikt: Bernadette Brooten möchte die Thematik auf lesbische Frauen einschränken. Sie zieht sich schließlich aus dem Projekt zurück. Daraufhin bittet mich Hans Küng, das Projekt den ursprünglichen Plänen entsprechend durchzuführen. Die Aufgabe lockt mich und ich kann sie als Habilitationsarbeit angehen, wofür mir sechs Jahre zur Verfügung stehen. Nun beginnt für mich die Phase des „learning by doing“, wobei mich Doris Kaufmann kollegial in das ABC der Historischen Frauenforschung initiiert. Inzwischen ist mir feministische Theologie sehr wichtig geworden, sowohl als Maßnahme gegen bewusste und unbewusste Frauendiskriminierung wie auch im Hinblick auf die Integrität der Wissenschaft.

Bisher war ich in meiner akademischen Karriere immer gefördert worden – bei der Habilitation dagegen stoße ich nun auf erbitterten Widerstand. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich diese Erfahrung hier relativ ausführlich referiere, aber sie ist leider ein Stück weit exemplarisch insbesondere für katholische Theologinnen – man denke nur an Teresa Berger und Regina Ammicht-Quinn. Doch auch Ruth Albrecht,

die erste Koordinatorin der deutschen Sektion der ESWTR hat an einer evangelischen Fakultät bei ihrer Habilitation ganz Ähnliches erlebt – und sie hat bis heute keine Professur. In meinem Fall versucht der zuständige Lehrstuhlinhaber für Alte Kirchengeschichte, der bisher alle Arbeiten von mir mit „sehr gut“ bewertet hatte, zunächst rechtliche Schritte aufgrund der Verbindung von Forschungsprojekt und Habilitation – das wird natürlich vom Rechtsamt der Universität abgeschmettert. Dann lässt er verlauten: Bei der Lektüre einiger Artikel von mir zur Frauenthematik habe er „Gefühle von Widerwärtigkeit“ empfunden – er hätte also eigentlich wegen Befangenheit abgelehnt werden müssen. Seine nächste Äußerung: Er werde mit seiner Stellungnahme nicht fristgerecht fertig, aber sie würde negativ ausfallen. Schließlich legt er ein vierzigseitiges „Bösachten“ vor – letztlich ein Eigentor. Schützenhilfe kommt von dem evangelischen Patristiker Willy Rordorf und Kari Elisabeth Borresen, die meine Arbeit schon früh gefördert hatten. Das glückliche Ende vom Liede: Die Kommission stimmt fast geschlossen für mich, und auch der Bischof (mittlerweile Kardinal) Walter Kasper erteilt das „nihil obstat“. Ich erhalte also die Venia für „Ökumenische Theologie und theologische Frauenforschung“. Praktizieren kann ich sie zunächst als Gastprofessorin an der (evangelischen) Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster. Um den Lehrstuhl in Münster hat es bekanntlich ein endloses kirchen- und fakultätspolitisches Hick-Hack gegeben, in das ich auch involviert war. Schließlich wurde er äußerst glücklich mit Marie-Theres Wacker besetzt, die sich in Deutschland wie kaum eine andere Verdienste um die Etablierung feministischer Theologie erworben hat. Für mich dagegen hatte sich inzwischen die Perspektive A aufgetan.

In Graz beworben habe ich mich im Juni 1994 – Irmtraud Fischer ist die Koordinationsbeauftragte für Gleichbehandlungsfragen, Dekan ist Maximilian Liebmann, der – wie schon Hans Küng – ein Gespür für

die politische Relevanz der Frauenforschung hat, und der erste Kontakt mit Bischof Johann Weber ist positiv. Aber: Ich stehe inzwischen auf der „Schwarzen Liste“ des Vatikan. Nun beginnt ein neues Drama, das sich über dreieinhalb Jahre hinziehen wird. In der Korrespondenz (die Bischof Weber mir zunächst nur mündlich mitteilen darf) geht es um zwei Kernfragen. Die erste ist einigermaßen nachvollziehbar: Meine Artikel zur Frauenordination (zum Glück 1993, also vor „Ordinatio sacerdotalis“ verfasst). Die zweite zu referieren ist mir geradezu peinlich: Die Jungfräulichkeit Mariens nach der Geburt (ich habe einmal in einem Vortrag eine Nebenbemerkung zum „Dogma“ von 553 gemacht). Ich erspare Ihnen weitere Einzelheiten. Auch hier schließlich ein glückliches Ende: Am 1. März 1997 kann ich die Professur in Graz antreten (der „Vatikanterror“ dauert allerdings noch ein weiteres Jahr an). Was Frauenforschung und Frauenförderung angeht, finde ich an der Universität wie an der Fakultät ein bestens vorbereitetes Terrain vor – hier ist Irmtraud Fischer ein Denkmal zu setzen. Gern übernehme ich die Staffette. Dekan Liebmann regt ein Symposium an – zur Vorbereitung gründen wir eine Vorbereitungsgruppe, die zur Dauerinstitution wird. Zwei Maßnahmen werden über das Symposium von 1999 hinaus beschlossen: Ein bestimmtes Kontingent von Lehrveranstaltungen (das ist inzwischen in den neuen Lehrplänen fest verankert) und die Ausschreibung eines Preises, den wir nach der Pionierin Elisabeth Gössmann benennen, der ersten Ehrendoktorin unserer Fakultät in Graz. Er ist in diesem Jahr zum dritten Mal ausgeschrieben.

Mittlerweile genieße ich den Großmutterstatus, akademisch wie privat. Auf der wissenschaftlichen Ebene war für mich die Tagung der ESWTR in Salzburg eine der größten Freuden: Manche Frauen, die ich als Studentinnen in Seminaren erlebt hatte, waren nun gestandene Wissenschaftlerinnen. Welch eine ungeheure Menge an Forschungsergebnissen liegt mittlerweile bereit! Hier gibt es allerdings auch

einen Wermutstropfen – ich habe das einmal eine „Erfolgsstory mit schwacher Rezeption“ genannt.

Auf der privaten Ebene: Ich habe eine vietnamesische Pflegetochter mit einem vietnamesischen Ehemann und drei Kindern. Aus meiner eigenen Kindheitserfahrung wie aus dem Pflegeverhältnis in der Zeit meiner Habilitation weiß ich, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf immer noch so etwas wie die Quadratur des Kreises ist. Es ist für mich ein vordringliches Anliegen feministischer Theologie, die Frage nach den Kindern auf die Tagesordnung zu setzen. Erfreut habe ich festgestellt, dass die deutsche Sektion der ESWTR das bereits getan hat. Auch hier in Graz hat dazu gerade eine Veranstaltung stattgefunden, und wir sind ein wenig stolz darauf, dass die Karl-Franzens-Universität im Ranking familienfreundlicher Institutionen an dritter Stelle steht. Wir brauchen Kinder nicht nur für unsere Altersversorgung, sondern sie sind ein Wert an sich. Als matristisch orientierte Patristikerin möchte ich abschließend einen Text von Ephräm dem Syrer mit Ihnen teilen, der auf wunderschöne Weise das Kinderlachen als Osterlachen beschreibt:

Im Nisan kamen hervor * die eingeschlossenen Blüten – und die Kinder aus den Gemächern.

An diesem Fest jauchzten zugleich – Kinder und Blüten * über den schönen Herrn.

Die Schoße der Lilien * trugen die Blüten, – und die Schoße der Frauen * trugen die Kinder.

Die Kinder, die das Spiel auf den Plätzen lieben, ... wie eingeschlossene Lämmer * hüpfen sie nun im Freien.

(De azymis IX, 6... 20)